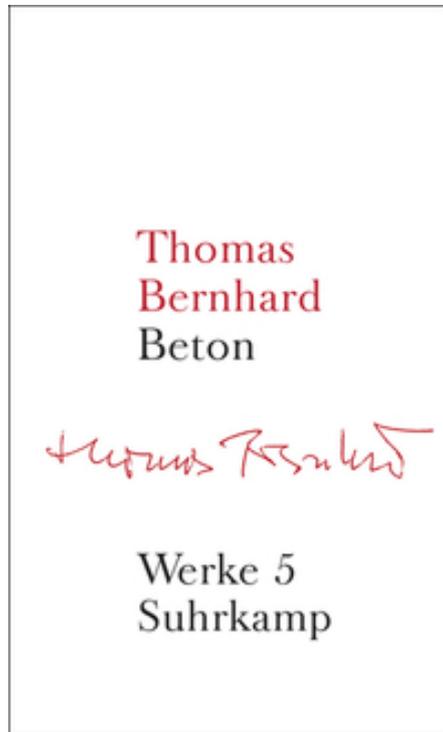


Suhrkamp Verlag

Leseprobe



Bernhard, Thomas
Werke in 22 Bänden

Band 5: Beton

Herausgegeben von Martin Huber und Wendelin Schmidt-Dengler. Mit Abbildungen

© Suhrkamp Verlag
978-3-518-41505-4

Beton

Von März bis Dezember, schreibt Rudolf, während ich, was in diesem Zusammenhang gesagt sein muß, große Mengen Prednisolon einzunehmen hatte, um meinem zum dritten Mal akut gewordenen *morbus boeck* entgegenzuwirken, trug ich alle nur möglichen Bücher und Schriften von und über Mendelssohn Bartholdy zusammen, suchte alle möglichen und unmöglichen Bibliotheken auf, um meinen Lieblingskomponisten und sein Werk von Grund auf kennenzulernen und, so mein Anspruch, mit dem leidenschaftlichsten Ernst für ein solches Unternehmen wie das Niederschreiben einer größeren wissenschaftlich einwandfreien Arbeit, vor welcher ich tatsächlich schon den ganzen vorausgegangenen Winter die größte Angst gehabt habe, alle diese Bücher und Schriften auf das sorgfältigste zu studieren, war mein Vorsatz gewesen und erst darauf, endlich, nach diesem gründlichen, dem Gegenstand angemessenen Studium, genau am siebenundzwanzigsten Jänner um vier Uhr früh diese meine, wie ich glaubte, alles bisher von mir die sogenannte Musikwissenschaft betreffende von mir aufgeschriebene Veröffentlichte sowie Nichtveröffentlichte weit zurück- und unter sich lassende, schon seit zehn Jahren geplante, aber immer wieder nicht zustande gekommene Arbeit angehen zu können nach der für den Sechszwanzigsten bestimmten Abreise meiner Schwester, deren wochenlange Anwesenheit in Peiskam selbst den geringsten Gedanken an eine Inangriffnahme meiner Arbeit über Mendelssohn Bartholdy in seinen Ansätzen sogleich zunichte gemacht hatte. Am Abend des Sechszwanzigsten, als meine Schwester tatsächlich und endlich abgereist war, mit allen aus ihrer krankhaften Herrschsucht und aus ihrem sie selbst am meisten verzehrenden, andererseits sie tagtäglich neu belebenden Mißtrauen gegen alles und in erster Linie gegen mich, und den daraus resultierenden Fürchterlichkeiten, war ich mehrere Male aufatmend durch das Haus

gegangen, um es einmal gut durchzulüften und schließlich in Anbetracht der Tatsache, daß schon der nächste Morgen der Siebenundzwanzigste sein wird, daran gegangen, alles für mein Vorhaben herzurichten, die Bücher, die Schriften, die Berge von Notizen und die Papiere, alles auf meinem Schreibtisch genau jenen Gesetzen unterzuordnen, die schon immer die Voraussetzung waren für einen Arbeitsbeginn. Wir müssen allein und von allen verlassen sein, wenn wir eine Geistesarbeit angehen wollen! Wie nicht anders zu erwarten, hatte ich nach den Vorbereitungen, die mich über fünf Stunden, von halbneun Uhr am Abend, bis halbzwei Uhr in der Frühe in Anspruch genommen hatten, den Rest der Nacht nicht geschlafen, vor allem quälte mich fortwährend der Gedanke, meine Schwester könne aus irgendeinem Grund zurückkommen und meinen Plan zunichte machen, sie war in ihrem Zustand zu allem fähig, der kleinste Zwischenfall, die geringste Störung, sagte ich mir und sie bricht ihre Heimreise ab und kehrt um und ist wieder da, es ist nicht das erste Mal, daß ich sie an den Wiener Zug gebracht und für Monate verabschiedet habe und zwei oder drei Stunden später war sie wieder in meinem Haus um zu bleiben, solange es ihr beliebte. Ich horchte die ganze Zeit wachliegend, ob sie nicht an der Tür sei, abwechselnd horchte ich, ob meine Schwester an der Tür sei und dachte dann wieder an meine Arbeit, vor allem, *wie* ich diese Arbeit beginnen werde, was der erste Satz dieser Arbeit sein wird, denn ich wußte noch immer nicht, wie dieser erste Satz lauten solle und bevor ich nicht weiß, wie der erste Satz lautet, kann ich keine Arbeit anfangen und so quälte es mich die ganze Zeit, zu horchen, ob meine Schwester nicht wieder zurückgekommen sei und was für einen ersten Satz ich über Mendelssohn Bartholdy zu schreiben habe, immer wieder horchte ich und war verzweifelt und immer wieder dachte ich über den ersten Satz meiner Arbeit über Mendelssohn nach, genauso verzweifelt. An die zwei Stunden dachte ich gleichzeitig über den ersten Satz meiner Men-

delssohn-Arbeit nach und horchte, ob meine Schwester nicht wieder zurückgekommen sei, um meine Arbeit über Mendelssohn, noch bevor ich sie überhaupt angefangen habe, zunichte zu machen. Schließlich aber mußte ich doch aus Erschöpfung, weil ich immer noch intensiver horchte, ob meine Schwester vielleicht wieder zurückgekommen ist, gleichzeitig in dem Gedanken, daß sie, *wenn* sie tatsächlich wieder zurückkommt, meine Arbeit über Mendelssohn Bartholdy unweigerlich zunichte macht und dazu, wie der erste Satz meiner Arbeit über Mendelssohn lautet, eingnickt sein; als ich erschrocken aufwachte, war es fünf Uhr. Ich hatte um vier Uhr mit meiner Arbeit anfangen wollen, jetzt war es fünf, über diese unvorhergesehene Nachlässigkeit, besser noch Disziplinlosigkeit, meinerseits, war ich erschrocken. Ich stand auf und wickelte mich in die Decke, in die von meinem Großvater mütterlicherseits ererbte Pferdedecke, ich schnürte die Decke mit dem Ledergurt, den ich genauso wie die Decke von meinem Großvater geerbt habe, so fest als möglich zu, so fest, daß ich gerade noch atmen konnte und setzte mich an den Schreibtisch. Naturgemäß war die Finsternis noch die größte. Ich vergewisserte mich, ob ich auch tatsächlich allein im Hause bin, außer meinem eigenen Pulsschlag hörte ich nichts. Mit einem Glas Wasser schluckte ich die mir von meinem Internisten vorgeschriebenen vier Prednisolontabletten und glättete das Papierblatt, das ich vor mich hingelegt hatte. Ich werde mich beruhigen und anfangen, sagte ich mir. Immer wieder sagte ich mir, ich werde mich beruhigen und anfangen, aber als ich es an die hundertmal gesagt hatte und ganz einfach nicht mehr hatte aufhören können, das zu sagen, gab ich auf. Mein Versuch war mißlungen. In der Morgendämmerung war es mir nicht mehr möglich, mit meiner Arbeit anzufangen. Das Tageslicht zerstörte endgültig meine Hoffnung. Ich stand auf und verließ fluchtartig meinen Schreibtisch. Ich ging ins Vorhaus hinunter, weil ich glaubte, mich da, in der Kälte, zu beruhigen, denn ich war, über eine ganze

Stunde am Schreibtisch sitzend, in eine mich beinahe wahn-
sinnig machende Erregung hineingekommen, in eine solche
nicht nur von meiner Geistesangespanntheit, sondern auch
von den Prednisolontabletten hervorgerufenen Erregung,
die ich gefürchtet hatte. Ich preßte beide Handflächen an
die kalte Mauer, eine schon oft bewährte Methode, dieser
Erregung Herr zu werden und beruhigte mich tatsächlich.
Ich war mir bewußt, daß ich mich einem Thema ausgeliefert
habe, das mich möglicherweise vernichten wird, aber ich
hatte doch geglaubt, wenigstens den Anfang meiner Arbeit
machen zu können an diesem Morgen. Ich hatte mich ge-
täuscht, obwohl sie gar nicht mehr da war, fühlte ich doch
an allen Ecken und Enden des Hauses noch meine Schwe-
ster, welche das geistfeindlichste Wesen ist, das sich denken
läßt. Allein der Gedanke an sie, macht alles Denken in mir
zunichte, hat immer alles Denken in mir zunichte gemacht,
hat alle meine Geistespläne im Keim erstickt. Sie ist längst
fort und beherrscht mich noch immer, dachte ich, meine
Hände fest an die kalte Vorhausmauer drückend. Schließ-
lich hatte ich die Kraft, meine Hände von der kalten Vor-
hausmauer zurückzuziehen und ein paar Schritte zu gehen.
Auch in dem Vorhaben, über *Jenufa* etwas zu schreiben,
war ich gescheitert, das war Ende Oktober, kurz bevor
meine Schwester ins Haus gekommen ist, sagte ich mir, jetzt
scheitere ich auch an Mendelssohn Bartholdy und ich schei-
tere sogar jetzt, wo meine Schwester gar nicht mehr da ist.
Selbst die Skizze *Über Schönberg* habe ich nicht zuende ge-
bracht, sie hat sie mir vernichtet, sie hat sie mir zuerst zer-
stört und dann endgültig vernichtet, indem sie genau in dem
Augenblick in mein Zimmer eingetreten ist, in welchem ich
glaubte, die Skizze zuende schreiben zu können. Aber gegen
einen solchen Menschen wie meine Schwester, der so stark
und gleichzeitig so geistfeindlich ist, kann man sich nicht
wehren, er kommt und vernichtet, was der Kopf sich in
monatelanger wahnsinniger Gedächtnisanstrengung, ja
Gedächtnisüberanstrengung ausgedacht hat, sei es, was es

wolle, sei es die kleinste Skizze über den kleinsten Gegenstand. Und nichts ist so zerbrechlich wie die Musik, welcher ich mich tatsächlich in den letzten Jahren ausgeliefert habe, zuerst hatte ich mich der praktischen Musik ausgeliefert, dann der theoretischen, zuerst die praktische bis zum Äußersten praktiziert, dann die theoretische, aber meine Schwester und alle ihr ähnlichen Menschen, deren Unverständnis mich Tag und Nacht verfolgt, hat alle meine Pläne zunichte gemacht, *Jenufa* hat sie mir zerstört, *Moses und Aron*, meine Schrift *Über Rubinstein*, meine Arbeit über *Die Six*, überhaupt alles und jedes, das mir heilig gewesen ist. Es ist furchtbar, kaum bin ich zu einer musikalischen Geistesarbeit fähig, taucht meine Schwester auf und zerstört sie mir. Als ob sie alles darauf richtete, meine Geistesarbeit zu zerstören. Als ob sie in Wien fühlte, daß ich hier, in Peiskam, ein Thema anzugehen im Begriff bin, wenn ich das Thema angehen will, taucht sie auf und zerstört es mir. Die Menschen sind dazu da, den Geist aufzuspüren und ihn zu vernichten, sie fühlen, ein Kopf ist bereit zu einer Geistesanstrengung und reisen herbei, um diese Geistesanstrengung im Keim zu ersticken. Und ist es nicht meine Schwester, die unglückliche, die bösertige, die hinterhältige, so ist es ein anderer ihrer Wesensart. Wieviele Schriften habe ich angefangen und dann, weil meine Schwester aufgetaucht ist, verbrannt. In den Ofen geworfen bei ihrem Auftreten. Kein Mensch sagt so oft wie sie: *ich störe doch nicht?*, ein Hohn, wenn das ein Mensch fortwährend auf der Zunge führt, der immer gestört hat und immer stören wird und dessen Lebensaufgabe es zu sein scheint, zu stören, alles und jedes zu stören und damit zu zerstören und letztenendes zu vernichten und immer wieder das zu vernichten, was mir als das allerwichtigste erscheint auf der Welt: *ein Geistesprodukt*. Schon als wir Kinder waren, hatte sie bei jeder Gelegenheit versucht, mich zu stören, mich aus meinem, wie ich es damals genannt habe, Geistesparadies zu vertreiben. Wenn ich ein Buch in der Hand hatte, verfolgte sie

mich so lange, bis ich das Buch weglegte, sie hatte ihren Triumph, wenn ich es ihr voller Wut ins Gesicht schleuderte. Ich erinnere mich genau: hatte ich meine Landkarten ausgebreitet auf dem Boden, meine lebenslängliche Leidenschaft, so trat sie, mich im Augenblick erschreckend, aus ihrem Versteck hinter meinem Rücken und gerade auf die Stelle, auf die ich meine ganze Aufmerksamkeit gerichtet hatte, überall, wo ich meine geliebten Länder und Erdteile ausgebreitet habe, um sie mit meinen kindlichen Phantasien anzufüllen, sehe ich ihren plötzlich und böseartig daraufgesetzten Fuß. Schon mit fünf, sechs Jahren hatte ich mich in unseren Garten zurückgezogen mit einem Buch, einmal war es, ich erinnere mich deutlich, ein blaueingebundener Band mit Gedichten von Novalis gewesen aus der großväterlichen Bibliothek, in welchem ich, ohne ganz eigentlich zu verstehen, was in ihm gedruckt gewesen war, mein ganzes Sonntagnachmittagsglück herausgelesen hatte, Stunde um Stunde, bis mich meine Schwester ausfindig machte und mit Geschrei aus dem Gebüsch stürzte und mir das Novalis-Buch entriß. Unsere jüngere Schwester war ganz anders, aber sie ist seit dreißig Jahren tot und es ist unsinnig, sie heute mit meiner älteren zu vergleichen, die kränkelnde und kranke und schließlich tote, mit der immer gleich gesunden, alles um sie herum beherrschenden. Auch ihr Mann hatte sie nur zweieinhalb Jahre ausgehalten, dann flüchtete er aus ihrer Umklammerung nach Südamerika, nach Peru, um sich nie wieder bei ihr zu melden. Was sie anrührte, zerstörte sie und sie hat zeitlebens versucht, mich zu zerstören. Zuerst unbewußt, später bewußt, hatte sie alles darauf angelegt, mich zu vernichten. Bis zum heutigen Tag mußte ich mich gegen diesen unbändigen Vernichtungswillen meiner älteren Schwester wehren und ich weiß gar nicht, wie es mir bis heute gelungen ist, ihr zu entkommen. Sie tritt auf, wann sie will, sie geht, wann sie will, sie tut, was sie will. Sie heiratete den Realitätenvermittler, ihren Mann, *um* ihn nach Peru zu vertreiben und das Realitätenvermittlungs-

geschäft zur Gänze an sich zu reißen. Sie ist ein Geschäftsmensch, darauf war sie schon als ganz kleines Kind angelegt, auf die Geistesverfolgung und die mit dieser eng einhergehende Geldvermehrung. Daß wir dieselbe Mutter haben, habe ich nie begreifen können. Jetzt war sie schon beinahe vierundzwanzig Stunden aus dem Haus und beherrschte mich immer noch. Ich konnte mich ihr nicht entziehen, ich versuchte es verzweifelt, aber es gelang mir nicht. Bei dem Gedanken, daß sie bis heute im Schlafwagen grundsätzlich nur mit den eigenen Leintüchern reist, graust es mich. Ich riß zum drittenmal die Fenster auf, durchlüftete das ganze Haus bis es die hereingebrochene Kälte zu einem einzigen Eiskasten gemacht hatte, in welchem ich zu erfrieren drohte; hatte ich zuerst die Angst gehabt, ersticken zu müssen, so ängstigte mich jetzt der Gedanke, erfrieren zu müssen. Und alles wegen dieser Schwester, unter deren Einfluß ich zeitlebens zu ersticken und zu erfrieren drohte. Tatsächlich liegt sie in ihrer Wiener Wohnung bis halbfünf Uhr vormittags im Bett und geht erst gegen halbzwei Uhr ins Imperial oder Sacher essen, wo sie, ihren Tafelspitz zerlegend und schluckweise ihren Rosé trinkend, mit den verkommenen Fürsten und überhaupt allen möglichen und unmöglichen kaiserlichen Hoheiten ihre Geschäfte macht. Mich ekelt vor ihrer heutigen Existenz. Auch an diesem Abreisetag hatte sie ihr Zimmer vollkommen unaufgeräumt hinterlassen, so daß ich mich schon gleich bei seinem Anblick vor der erst am darauffolgenden Wochenende kommenden Frau Kienesberger, die seit über zehn Jahren das Haus in Ordnung hält, genierte; alles lag wild durcheinander auf drei großen Haufen und die Bettdecke auf dem Boden. Und obwohl ich schon, wie gesagt, dreimal gelüftet hatte, war noch immer der Geruch meiner Schwester im Zimmer, tatsächlich war ihr Geruch noch immer im ganzen Haus, mich ekelte vor diesem Geruch. Sie hat auch meine jüngere Schwester auf dem Gewissen, denke ich oft, denn auch sie hatte vor ihrer älteren Schwester fortwährend

Angst gehabt, in ihrer letzten Zeit wahrscheinlich tatsächlich Todesangst. Die Eltern machen ein kleines Kind und setzen damit ein Ungeheuer in die Welt, denke ich, das alles, das mit ihm in Berührung kommt, umbringt. Einmal hatte ich eine Schrift über Haydn verfaßt, nicht über Josef, über Michael Haydn, als sie plötzlich auftrat und mir die Feder aus der Hand schlug. Da ich die Schrift nicht fertig hatte, war sie ruiniert. *Jetzt habe ich dir deine Schrift ruiniert!*, rief sie aus voller Entzücken und lief zum Fenster und rief diesen teuflischen Satz mehrere Male ins Freie, *jetzt habe ich dir deine Schrift ruiniert! Jetzt habe ich dir deine Schrift ruiniert! Jetzt habe ich dir deine Schrift ruiniert!* Dieser grauenhaften Übrumpelung war ich nicht gewachsen. Bei Tisch zerstörte sie jedes Gespräch schon in den Ansätzen, sie unterbrach es ganz einfach mit einem plötzlichen Gelächter oder mit einer grenzenlos dummen Bemerkung, die nichts mit dem gerade angefangenen Gespräch zu tun hatten. Mein Vater hatte sie noch am ehesten bändigen können, aber meine Mutter war ihr erbarmungslos ausgeliefert. Als unsere Mutter gestorben war, hatte meine Schwester, wir waren noch am Grab gestanden, mit größter Roheit vor sich hingesagt: *sie hat sich selbst umgebracht, sie war einfach zu schwach zum Leben. Die einen sind stark und die andern sind schwach*, waren ihre Wörter, wie wir aus dem Friedhof herausgegangen sind. Aber ich muß mich von meiner Schwester befreien, sagte ich mir jetzt und ging in den Hof hinaus. Ich atmete tief ein, was augenblicklich einen Hustenanfall bewirkte, sofort trat ich wieder ins Haus und ich mußte mich auf den Sessel unter dem Spiegel setzen, um einer Ohnmacht zuvorzukommen. Nur langsam erholte ich mich von dem Kälteeinbruch in meine Lungen. Ich nahm zwei Glyzerintabletten und in einem vier von den Prednisolonpillen. Ruhe, Ruhe, sagte ich vor mich hin, dabei beobachtete ich die Maserung des Fußbodens, die Lebenslinien der Lärchenbretter. Diese Beobachtung brachte mich wieder ins Gleichgewicht. Vorsichtig stand ich auf und ging wieder in den ersten Stock. Vielleicht ge-

lingt es mir jetzt, mit meiner Arbeit anzufangen, dachte ich. Aber gerade als ich mich hinsetzte, fiel mir ein, daß ich noch nicht gefrühstückt habe und ich stand wieder auf und ging in die Küche hinunter. Ich nahm Milch und Butter aus dem Eiskasten, die englische Marmelade stellte ich dazu auf den Tisch und schnitt mir zwei Brotscheiben vom Wecken herunter. Ich stellte mir das Teewasser auf und setzte mich, dann, als ich alles für mein Frühstück hergerichtet hatte, an den Tisch. Aber diese Tatsache, die aus dem Eiskasten herausgenommene Butter und das aus der Schublade herausgenommene Brot essen zu müssen, deprimierte mich. Ich machte nur einen einzigen Schluck und verließ die Küche. Hatte ich es schon nicht mehr ausgehalten, jeden Tag mit meiner Schwester zu frühstücken, so hielt ich es jetzt nicht aus, allein zu frühstücken. Es ekelte mich vor dem Frühstück mit meiner Schwester genauso, wie es mich jetzt ekelte, allein zu frühstücken. Du bist wieder allein, du bist wieder allein, sei glücklich!, sagte ich mir, aber das Unglück ließ sich auf diese plumpe Weise nicht übertölpeln. So einfach und mit einer solchen geradezu schamlosen Taktik, läßt sich das Unglück nicht zum Glück machen. Mit vollem Magen hätte ich ja überhaupt nicht mit meiner Schrift über Mendelssohn Bartholdy anfangen können, dachte ich, wenn, so nur mit dem leeren Magen. Der Magen muß leer sein, will ich eine Geistesarbeit wie diese über Mendelssohn Bartholdy anfangen. Und tatsächlich hatte ich immer nur mit leerem Magen eine Arbeit wie die über Mendelssohn Bartholdy anfangen können, niemals mit vollem. Wie habe ich auf die Idee kommen können, anzufangen nach dem Frühstück!, sagte ich mir. Der leere Magen ermöglicht das Denken, der volle Magen knebelt es, würgt es von vornherein ab. Ich ging in den ersten Stock hinauf, aber ich setzte mich nicht gleich an den Schreibtisch, aus einer Entfernung von etwa acht oder neun Metern, durch die offene Tür von dem Neunmetererstockzimmer aus, betrachtete ich den Schreibtisch, vor allem, ob auch alles auf meinem Schreib-

tisch in Ordnung ist. Ja, es ist alles auf dem Schreibtisch in Ordnung, sagte ich mir. Alles. Ich nahm alles auf dem Schreibtisch in Augenschein, unbeweglich, unbestechlich. Ich beobachtete den Schreibtisch so lange, bis ich mich selbst an meinem Schreibtisch sozusagen von hinten sitzen sah, ich sah, wie ich mich, meiner Krankheit entsprechend, vorbeugte, um zu schreiben. Ich sah, daß ich eine krankhafte Körperhaltung habe, aber ich bin ja auch nicht gesund, ich bin ja auch durch und durch krank, sagte ich mir. So wie du da sitzt, sagte ich mir, hast du schon ein paar Seiten über Mendelssohn Bartholdy geschrieben, vielleicht schon zehn oder elf Seiten, so sitze ich am Schreibtisch, wenn ich zehn oder elf Seiten geschrieben habe, sagte ich mir. Ich rührte mich nicht und beobachtete meine Rückenhaltung. Dieser Rücken ist der Rücken meines Großvaters mütterlicherseits, dachte ich, etwa ein Jahr vor seinem Tod. Ich habe dieselbe Rückenhaltung, sagte ich mir. Unbeweglich verglich ich meinen Rücken mit dem Rücken meines Großvaters und ich dachte dabei an eine ganz bestimmte Fotografie, die nur ein Jahr vor dem Tod meines Großvaters gemacht worden ist. Der Geistesmensch ist auf einmal zu einer solchen krankhaften Rückenhaltung gezwungen und stirbt bald darauf. Ein Jahr darauf, dachte ich. Dann war das Bild weg, ich saß nicht mehr an meinem Schreibtisch, der Schreibtisch war leer, das Blatt Papier darauf war genauso leer. Wenn ich jetzt hingehe und anfangen, könnte es mir gelingen, sagte ich mir, aber ich hatte nicht den Mut, hinzugehn, ich hatte die Absicht, aber nicht die Kraft dazu, weder die Körperkraft, noch die Geisteskraft. Ich stand da und schaute durch die Tür auf den Schreibtisch und fragte mich, wann der Moment da sei, an den Schreibtisch zu treten und mich hinzusetzen und mit der Arbeit anzufangen. Ich horchte, aber ich hörte nichts. Obwohl die Nachbarn unmittelbar um das meine ihre Häuser haben, war nichts zu hören. Als ob in diesem Augenblick alles tot gewesen wäre. Plötzlich war mir dieser Zustand angenehm und ich

versuchte, ihn solange als möglich in die Länge zu ziehen. Mehrere Minuten hatte ich diesen Zustand in die Länge ziehen und genießen können, die Vorstellung und die Gewißheit, daß alles tot ist um mich herum. Dann auf einmal: *du gehst an den Schreibtisch und setzt dich hin und schreibst den ersten Satz deiner Studie auf. Nicht mit Behutsamkeit, mit Entschiedenheit!*, sagte ich mir. Aber ich hatte nicht die Kraft dazu. Ich stand da und getraute mich kaum zu atmen. Setz' ich mich hin, gibt es sofort eine Störung, einen unvorhergesehenen Zwischenfall, jemand klopft an die Tür, ein Nachbar schreit, der Briefträger verlangt meine Unterschrift. Du mußt dich ganz einfach hinsetzen und anfangen, ohne nachzudenken, wie im Schlaf mußt du den ersten Satz zu Papier bringen und sofort. Am Abend, während ich noch mit meiner Schwester zusammen war, hatte ich die Sicherheit, in der Frühe, wenn sie endgültig abgereist ist, mit meiner Arbeit anfangen zu können, von den vielen in Betracht gezogenen ersten Sätzen meiner Mendelssohn-Bartholdy-Arbeit dann ganz einfach den einzigen möglichen und dadurch richtigen auf das Papier zu setzen und die Arbeit voranzutreiben, rücksichtslos, weiter und weiter. Ist erst einmal meine Schwester aus dem Haus, kann ich anfangen, habe ich mir immer wieder gesagt und wieder einmal den Sieg davongetragen. Ist der Unmensch aus dem Haus, entsteht meine Arbeit von selbst, mache ich alle auf diese Arbeit bezogenen Ideen zu einer einzigen, zu meinem Werk. Aber jetzt war meine Schwester schon weit über vierundzwanzig Stunden aus dem Haus und ich war weiter denn je davon entfernt, mit meiner Arbeit anfangen zu können. Sie, meine Vernichterin, hatte mich noch immer in ihrer Gewalt. Sie lenkte meine Schritte und verfinsterte gleichzeitig meinen Kopf. Nach dem Tod unseres Vaters, drei Jahre nach dem Tod unserer Mutter, verschärfte sich ihre Rücksichtslosigkeit mir gegenüber. Sie war sich immer ihrer Stärke, gleichzeitig meiner Schwäche bewußt. Diese Schwäche meinerseits hat sie zeitlebens ausgenützt. Was

unsere gegenseitige Verachtung betrifft, so hält sie sich seit Jahrzehnten die Waage. Mich ekelt vor ihren Geschäften, sie ekelt vor meiner Phantasie, ich verachte ihre Erfolge, sie verachtet meine Erfolglosigkeit. Das Unglück ist, daß sie das Recht hat, jederzeit, wann sie will, in meinem Haus ihr Quartier aufzuschlagen, dieser fürchterliche Passus im Testament meines Vaters ist für mich entsetzlich. Sie meldet sich ja meistens überhaupt nicht an, ist auf einmal da und geht, als ob es zur Gänze ihr gehörte, durch mein Haus, in welchem sie ja nur *ein Wohnrecht* hat, aber dieses Wohnrecht ist ein lebenslängliches und es ist nicht räumlich beschränkt. Und wenn es ihr einfällt, irgendwelche zwielichtigen Freunde mitzubringen, kann ich dagegen nichts tun. Sie breitet sich in meinem Haus, als ob es ihr allein gehörte, aus und verdrängt mich und ich habe nicht die Kraft, mich dagegen zu wehren, ich müßte ein ganz anderer Charakter, ein ganz anderer Mensch sein. Dann weiß ich nicht, bleibt sie zwei Tage oder zwei Stunden oder vier oder sechs Wochen oder überhaupt mehrere Monate, weil es ihr in der Stadt auf einmal nicht mehr gefällt und sie sich die Landluft verschrieben hat. Wie sie *mein lieber kleiner Bruder* sagt, davor ekelt es mich. *Mein lieber kleiner Bruder*, sagt sie, *jetzt bin ich in der Bibliothek, nicht du* und sie fordert tatsächlich, daß ich, selbst wenn ich schon eingetreten bin oder überhaupt schon längere Zeit vor ihr in der Bibliothek gewesen bin, die Bibliothek augenblicklich verlasse. *Mein lieber kleiner Bruder, was hast du davon, daß du diesen ganzen Unsinn studiert hast, krank bist du davon, schon fast verrückt, eine traurige, komische Figur*, hat sie am letzten Abend gesagt, um mich zu verletzen. *Seit einem Jahr faselst du von Mendelssohn Bartholdy, wo ist dein Werk?*, sagte sie. *Du gehst nur mit Toten um, ich mit den Lebenden, das ist der Unterschied. In meiner Gesellschaft sind lebendige Menschen, in deiner nur Tote. Weil du vor den Lebendigen Angst hast*, sagt sie, *weil du nicht den geringsten Einsatz zu leisten gewillt bist, den Einsatz, der zu leisten ist*,

wenn der Mensch mit lebendigen Menschen umgehen will. Du sitzt hier in deinem Haus, das nichts anderes als eine Gruft ist und pflegst den Umgang mit den Toten, mit Mutter und Vater und unserer unglücklichen Schwester und mit allen deinen sogenannten Geistesgrößen! Es ist erschreckend! Tatsächlich hat sie recht, denke ich jetzt, sie sagt die Wahrheit. Mit der Zeit habe ich mich vollkommen in dieser Gruft, die mein Haus ist, verrannt. Ich stehe in der Frühe *in der Gruft* auf und renne den ganzen Tag in der Gruft hin und her und lege mich spät in der Nacht schlafen in dieser Gruft. *Dein Haus!*, rief sie mir ins Gesicht, *deine Gruft!* Sie hat ja recht, sagte ich mir jetzt, alles, was sie sagt, stimmt, ich gehe mit keinem einzigen lebendigen Menschen um, habe sogar den Kontakt mit den Nachbarn aufgegeben, außer, wenn ich mich mit Lebensmitteln zu versorgen habe, gehe ich ja überhaupt nicht mehr aus dem Haus. Und ich bekomme auch beinahe keine Post mehr, weil ich selbst keine Briefe mehr schreibe. Wenn ich essen gehe, fliehe ich, kaum daß ich eingetreten bin und meine Mahlzeit, vor welcher es mich ekelt, gegessen habe, aus dem Gasthaus. So kommt es, daß ich kaum mehr mit einem Menschen spreche und ab und zu habe ich das Gefühl, ich kann überhaupt nicht mehr sprechen, ich habe das Sprechen verlernt, ungläubig mache ich eine Sprechübung, um festzustellen, ob noch ein Laut aus mir herauskommt, denn selbst mit der Kienesberger rede ich die meiste Zeit nichts. Die macht ihre Arbeit, ich erteile ihr keine Befehle, manchmal habe ich sie überhaupt nicht wahrgenommen und sie ist schon wieder weg. Warum habe ich eigentlich tatsächlich den Vorschlag meiner Schwester, für ein paar Wochen zu ihr nach Wien zu gehen, abgelehnt, rüde, als hätte ich eine böartige Beleidigung zu parieren gehabt? Was bin ich für ein Mensch geworden seit dem Tod der Eltern?, fragte ich mich. Ich hatte mich auf den Vorhaussessel gesetzt und jetzt fror mich auf einmal. Das Haus war nicht leer, es war tot. Es ist eine Gruft, dachte ich. Aber sind außer mir noch andere Men-

schen in ihm, halte ich es überhaupt nicht aus. Wieder sah ich meine Schwester in schlechtem Lichte. Sie hatte doch nur Hohn und Spott für mich übrig. Sie machte mich, wo sie nur konnte, lächerlich, alle Augenblicke und wenn die Gelegenheit dazu da war, vor allen andern. So sagte sie vor einer Woche, am Dienstag, als wir den sogenannten Minister (Landwirtschafts- und Kulturminister in einem!) aufsuchten, der seine Villa von Grund auf hat erneuern lassen und der mir widerlicher ist als alle andern, vor der ganzen Gesellschaft im sogenannten *blauen Salon* (!), *er* (also ich!) *schreibt seit zehn Jahren an einem Buch über Mendelssohn Bartholdy und hat noch nicht einmal den ersten Satz im Kopf*. Schallendes Gelächter aller dieser stumpfsinnigen Leute in ihren widerwärtig-weichen Fauteuils, war die Folge gewesen und tatsächlich fragte einer der Anwesenden, ein Internist aus Vöcklabruck, der Nachbarstadt, wer denn nun eigentlich Mendelssohn Bartholdy sei. Worauf meine Schwester teuflisch lachend das Wort *Komponist* ausgestoßen hat, was wiederum nur ein ekelhaftes Gelächter hervorgerufen hatte bei diesen Leuten, die alle Millionäre und stumpfsinnig und dazu auch noch abgestandene Grafen und senile Barone sind, die jahraus, jahrein in Jahrzehnten durchgestunkene Lederhosen anhaben und ihre armseligen Tage mit Geschwätz über Gesellschaft, Krankheit und Geld ausfüllen. Augenblicklich hatte ich *diese Gesellschaft* verlassen wollen, aber ein Blick meiner Schwester genügte, mein Vorhaben aufzugeben. Ich hätte aufstehen und gehen sollen, dachte ich jetzt, aber ich bin sitzen geblieben und habe diese sich bis in die späte Nacht hineinziehende grauenhafte Erniedrigung über mich ergehen lassen. Es wäre doch unmöglich gewesen, meine Schwester allein zu lassen in dieser Gesellschaft, die ihr in allem und jedem entsprochen hatte, es waren eben alles angesehene Leute mit viel, ja mit unendlich viel Geld im Hintergrund und mit allen möglichen die Welt in Atem haltenden Titeln. Wahrscheinlich, dachte ich jetzt, wittert sie ein Geschäft, sie

machte ja die größten Geschäfte mit diesen alten Grafen und alten Baronen, die sehr oft kurz vor dem Lebensende riesige Happen ihrer noch viel riesigeren Besitzungen abstießen, um sich und naturgemäß dadurch auch ihre Erben, zu erleichtern. Natürlich, ein solcher Abend in einem solchen Hause und in einer solchen Gesellschaft kann für meine Schwester ein Millionengeschäft bedeuten, dachte ich, mir bedeutet es nichts, aber ich habe ja immer auf meine Schwester Rücksicht zu nehmen. Sie verschränkt ihre Beine und sagt einem alten Baron einen schmeichelhaften durch und durch verlogenen Satz und verdient sich damit ein ganzes Jahr Lotterleben, dachte ich. Schon als Kind hatte meine Schwester einen unglaublich geschärften Geschäftsgeist. Ich erinnere mich, daß sie unumwunden jeden Gast, der hier auftauchte, um Geld angegangen ist, die Leute fanden das originell für ein Kind von sieben, acht Jahren, obwohl es sie hätte abstoßen müssen, wie es mich damals schon abgestoßen hat. Die Eltern verboten es ihr natürlich, aber sie hielt sich schon damals an keinerlei elterliches Verbot. Auf dieser Gesellschaft, von welcher ich gerade gesprochen habe, ermunterte sie am Ende noch den sogenannten Baron Lederer, der in Wirklichkeit, wie ich weiß, überhaupt kein Baron ist, sie bei seinem nächsten Besuch in Wien, in das Bristol einzuladen; was jedem als eine Unverschämtheit erscheinen mußte, war in Wirklichkeit ein grandioser Schachzug meiner Schwester, die immer genau wußte, wie ihre Geschäfte anzubahnen sind. Und sie hat immer Erfolg gehabt. Wenn sie heute sagt, sie habe nach dem Tod unserer Eltern ihr Vermögen verdreifachen können, so muß ich annehmen, daß sie es nicht nur einmal, sondern wahrscheinlich drei- oder viermal verdreifacht hat, denn in Geschäftsangelegenheiten hat sie mich immer belogen, schon aus Angst, ich könnte eines Tages auf die Idee kommen, etwas von ihr zu fordern. Davor braucht sie keinerlei Angst zu haben. Was ich noch habe, reicht, solange ich lebe, denn ich lebe ja nicht mehr lang, sagte ich mir und stand vom Sessel

auf und ging in die Küche. Da ich ja jetzt in meinem Vorhaben, gleich in der Frühe mit meiner Arbeit über Mendelssohn Bartholdy anzufangen, gescheitert bin, sagte ich mir, kann ich mich ja in die Küche setzen und frühstücken. Während ich widerwillig mein Brot aß und den inzwischen kalt gewordenen Tee trank, ich hatte keine Lust, mir einen neuen zu kochen, hörte ich mehrere Male meine Schwester sagen, *komm doch zu mir nach Wien, ein paar Wochen, du wirst sehen, es hilft dir, es reißt dich aus allem heraus, aus dir selbst heraus*, hatte sie mehrere Male betont. Allein die Vorstellung, in Wien mit meiner Schwester zusammensein zu müssen, verursachte mir Übelkeit. Und wenn sie hundertmal recht hat, ich werde das niemals tun. Wien ist mir verhaßt. Ich laufe zweimal die Kärntnerstraße und den Graben auf und ab und werfe dann noch einen Blick in den Kohlmarkt hinein, das genügt, daß es mir den Magen umdreht. Seit dreißig Jahren dasselbe Bild, dieselben Menschen, dieselben Stumpfsinnigkeiten, dieselben Infamien, Niederträchtigkeiten, Verlogenheiten. Sie habe sich, im obersten Stockwerk ihres eigenen Hauses auf dem Graben (!) eine dreihundert Meter große vollkommen neue *luxuriöse* Wohnung gebaut, die solle ich mir anschauen. Ich denke nicht daran, dachte ich und kaute an meinem alten Brot. Sie war hergekommen, sagte ich mir, nicht nur, wie sie mir glauben machen wollte, um einen Kranken, möglicherweise einen Todkranken zu behandeln, der ich wahrscheinlich wirklich bin, sondern einen Verrückten, aber das getraute sie sich denn doch nicht auszusprechen. Sie behandelt mich ja vollkommen wie einen Verrückten, so behandelt man nur einen Verrückten, einen Wahnsinnigen, mußte ich mir, mein Brot kauend, sagen. Am Ende hatte sie aber doch ganz deutlich gesagt, *mein Besuch bei dir hat, wie ich sehe, nichts genützt. Immerhin, ich habe ein paar gute Geschäfte mit deinen Nachbarn gemacht*, so sie. Unverfroren, kalt, berechnend. Dir ist nicht zu helfen, dir kann niemand helfen, hat sie bei unserem letzten Mittagessen gesagt. Du verach-

test alles, hat sie gesagt, alles auf der Welt, alles das, das *mir* Vergnügen macht, verachtest du. Und vor allem verachtest du dich selbst. *Du bezichtigst alle aller Verbrechen, das ist dein Unglück.* Das hat sie tatsächlich gesagt und ich hatte es nicht in dem ganzen Umfang seiner Unerhörtheit wahrgenommen, erst jetzt ist es mir klar geworden, daß sie sozusagen den Nagel auf den Kopf getroffen hat. Mir macht das Leben Spaß, obwohl auch ich meine Leiden habe, jeder hat diese Leiden, mein lieber kleiner Bruder, aber du verachtest das Leben, das ist dein Unglück, deshalb bist du krank, deshalb stirbst du. Und du stirbst bald, wenn du dich nicht änderst, hat sie gesagt. Ich hörte es jetzt deutlich, deutlicher als in dem Augenblick, in welchem es von ihr mit der ihr entsprechenden Gefühlskälte gesagt war. Meine Schwester, die Hellsichtige, absurd! Wahrscheinlich hat sie recht, daß es gut wäre, eine zeitlang von Peiskam wegzugehen, aber ich habe keine Garantie, daß ich meine Arbeit an einem anderen Ort anfangen kann, geschweige denn vorwärts bringen. Während des Nachtmahls hatte sie mehrere Male *Mendelssohn Bartholdy!* ausgerufen, als wollte sie sich mit diesem Ausruf besonders gründlich belustigen, wahrscheinlich, weil sie genau wußte, daß es mich jedesmal zutiefst treffen mußte. Tatsache ist, daß ich ihr gegenüber schon vor weit über zehn Jahren von der Idee, etwas, ich sagte nicht, ein Buch oder eine Schrift, daß ich *etwas* über Mendelssohn Bartholdy zu schreiben beabsichtigte, gesprochen habe. Damals hatte sie noch niemals etwas von Mendelssohn Bartholdy gehört, jetzt machte sie das unaufhörlich von mir bei jeder Gelegenheit ausgesprochene Wort Mendelssohn Bartholdy verrückt, sie konnte es nicht mehr hören, wenigstens nicht mehr von mir, sie verbot es mir, den Namen Mendelssohn Bartholdy noch einmal in ihrer Gegenwart auszusprechen, wenn Mendelssohn Bartholdy, dann von ihr selbst ausgesprochen, denn das bereitete ihr ein Vergnügen, weil es mich, nach zehnjähriger Erprobung, lächerlich machen mußte. Im übrigen haßt sie die Musik

von Mendelssohn Bartholdy, was ganz zu ihr paßt. *Wie kann man diesen Mendelssohn lieben, wenn es Mozart und Beethoven gibt!*, hat sie einmal ausgerufen. Es wäre unsinnig gewesen, ihr jemals eine Erklärung für meine Gründe, mich gerade mit Mendelssohn Bartholdy auseinanderzusetzen, zu geben. Mendelssohn Bartholdy war schon viele Jahre lang das Reizwort zwischen uns beiden geworden, an ihm prallten wir aufeinander mit allen unseren fürchterlichen, krankhaften und dadurch qualvollen Gegensätzlichkeiten. Du liebst diesen Mendelssohn Bartholdy ja nur, weil er Jude ist, sagte sie höhnisch. Und vielleicht hatte sie mit dieser unvermittelt zum erstenmal bei ihrem letzten Besuch ausgesprochenen Bemerkung recht. Sie war aufgetaucht und hatte meine Arbeit und am Ende mich selbst beinahe ruiniert. Die Frauen tauchen auf und klammern sich an einen und ruinieren einen. Aber hatte ich sie nicht gerufen? Hatte ich ihr nicht den Vorschlag gemacht, nach Peiskam zu kommen, auf ein paar Tage? Ich hatte ihr ein Telegramm geschickt, in welchem ich sie aufgefordert habe, nach Peiskam zu kommen. Auf ein paar Tage allerdings nur, nicht auf Monate. Wie weit war ich gekommen, daß ich ihr telegraphiert habe! Tatsächlich erhoffte ich von ihr eine Hilfestellung, nicht meine Zerstörung. Aber es ist immer das gleiche: ich erbitte, ich erflehe geradezu eine Hilfestellung von ihr und sie ruiniert mich! Und obwohl ich das weiß, habe ich ihr wieder telegraphiert, zum hundertstenmal habe ich meine Zerstörer in ins Haus geholt. Es ist wahr, ich habe um ihre Hilfe telegraphiert, es ist unwahr, daß sie gänzlich unaufgefordert nach Peiskam gekommen ist. Die Wahrheit ist doch immer die fürchterlichste, aber es ist doch besser, sich immer wieder an die Wahrheit zu halten, als an die Lüge, an die Selbstbelugung. Aber ich hatte ihr nicht telegraphiert, daß sie monatelang bleiben solle, denn monatelang meine Schwester in meinem Haus, das ist die Hölle und ich habe ihr das auch gesagt, ich habe gesagt, wenn du monatelang da bist, ist es die Hölle, worauf sie gelacht hat. Mein lieber